

dtv

Deutsch-Südwestafrika, 1904. Beginn eines erbarmungslosen Kolonialkrieges, den das Deutsche Kaiserreich gegen die aufständischen Herero und Hottentotten führt. An der Spitze der für ihre Freiheit kämpfenden Schwarzen steht Jakob Morenga, ein früherer Minenarbeiter. Was damals mehr als drei Jahre lang in dem heute unabhängigen Namibia geschah, hat Uwe Timm in einer geschickten Montage von historischen Dokumenten und fiktiven Aufzeichnungen des Oberveterinärs Gottschalk aus Hamburg zu einem grandiosen historischen Roman verdichtet. »Ich habe das Buch mit zunehmender Bewunderung gelesen. Daß man sich so viel Stoff aneignen und dann so produktiv damit umgehen kann, hatte ich nicht für möglich gehalten.« (Martin Walser)

Uwe Timm wurde am 30. März 1940 in Hamburg geboren. Er studierte Philosophie und Germanistik in München und Paris. Seit 1971 lebt er als freier Schriftsteller in München. Weitere Werke u. a.: ›Heißer Sommer‹ (1974), ›Kerbels Flucht‹ (1980), ›Der Mann auf dem Hochrad‹ (1984), ›Der Schlangenbaum‹ (1986), ›Rennschwein Rudi Rüssel‹ (1989), ›Kopfjäger‹ (1991), ›Die Entdeckung der Currywurst‹ (1993), ›Johannisnacht‹ (1996), ›Nicht morgen, nicht gestern‹ (1999), ›Rot‹ (2001), ›Am Beispiel meines Bruders‹ (2003), ›Der Freund und der Fremde‹ (2005), ›Halbschatten‹ (2008), ›Freitisch‹ (2011).

Uwe Timm

Morenga

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Vom Autor neu durchgesehene Ausgabe 2000
12. Auflage 2013
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1983, 1985 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Erstveröffentlichung: Königstein/Ts. 1978
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Ausschnitt eines Farbdrucks (1907) nach einem Aquarell
von Max Zaeper (AKG, Berlin)
Gesetzt aus der Stempel Garamond 10,5/12 (3B2)
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12725-2

Vorzeichen

An einem Nachmittag im April 1904 schickt der Farmer Kaempffer den Hottentottenboy Jakobus, der schon seit zwei Jahren im Haus dient, nach dem jüngsten Sohn Klaus, der seine Schulaufgaben machen soll. Jakobus, der Treue, läuft sofort los. Aber weder er noch Kaempffers Sohn kommen. Das Warten wird Kaempffer schließlich zu dumm. Er geht aus dem Haus, um die beiden zu suchen. Seinen Sohn findet er schnell. Er spielt in der Nähe des Kraals. Jakobus aber ist verschwunden. Kaempffer sucht, er ruft, er fragt die anderen eingeborenen Farmarbeiter. Niemand will ihn gesehen haben. Kaempffer geht ins Haus und an den Schreibtisch zurück. Beim Hinsetzen hat er das merkwürdige Gefühl, als habe sich etwas verändert. Schon will er sich wieder seinen Abrechnungen zuwenden, als er vor sich auf der Fotografie, die ihn als Reserveleutnant zeigt, das kleine Tintenkreuz entdeckt, direkt über seinem Kopf.

Der Farmer Kruse tritt morgens aus seinem in der Nähe von Warmbad gelegenen Farmhaus, um die Eingeborenen wie gewöhnlich zur Arbeit einzuteilen.

Kein Mensch ist zu sehen.

Er geht zur Eingeborenenwerft hinüber. Alle Pontoks sind über Nacht abgebrochen worden. Ein Feuer glimmt noch. Plötzlich flattert hinter einer Gruppe von Weiß-

dornbüschen ein Schwarm von Kronenkiebitzen auf. Kruse geht schnell ins Haus, verrammelt Tür und Fenster, nimmt das Gewehr von der Wand, lädt es und legt alle anderen Patronen griffbereit auf den Tisch.

Auf der Farm »Deutsche Erde« wird dem Farmer Strohmeier von einem schwarzen Arbeiter die Peitsche ent-rissen, mit der Strohmeier die Eingeborenen bei ihrer Arbeit anzutreiben pflegt. Der Eingeborene droht Strohmeier mit der Peitsche. Der Farmer sattelt sofort sein Pferd und reitet zur nächstgelegenen Polizeistation.

Ein Namamädchen sagt zu Frau Krabbenhöft: Wenn jemand nachts an dein Fenster klopft, dann kann nur ich es sein, aber dann mußt du schnell laufen.

In den ersten Junitagen des Jahres 1904 geht ein Telegramm in Windhuk beim kaiserlichen Gouvernement ein: Eine Bande bewaffneter Hottentotten hat im Südosten des Landes vereinzelt liegende Farmen überfallen und weißen Farmern Vieh und Waffen abgenommen. Keiner der Farmer wurde getötet. Der Anführer dieser Bande ist ein gewisser Morenga.

Wer war Morenga?

Auskunft des Bezirksamtmanns von Gibeon: Ein Hottentottenbastard (Vater: Herero, Mutter: Hottentottin). Nennt sich auch Marengo. Beteiligte sich am Bondelzwart-Aufstand 1903. Soll an einer Missionschule erzogen worden sein. An welcher, konnte nicht ermittelt werden. Zuletzt hat er in den Kupferminen von Ookiep im nördlichen Teil der Kapkolonie gearbeitet.

Morenga reitet einen Schimmel, den er nur alle vier Tage tränken muß. Nur eine Glaskugel, die ein Afrikaner geschliffen hat, kann ihn töten. Er kann in der Nacht sehen wie am Tag. Er schießt auf hundert Meter jemandem ein Hühnerei aus der Hand. Er will die Deutschen vertreiben. Er kann Regen machen. Er verwandelt sich in einen Zebrafinken und belauscht die deutschen Soldaten.

Telegramm: Am 30. August ist es am Schambockberg zu einem Gefecht zwischen der Patrouille Stempel und der Morengabande gekommen. Leutnant Baron v. Stempel und vier Mann gefallen, vier Mann verwundet, einer vermißt.

Der Bezirksamtman von Gibeon, v. Burgsdorff, hat zu Kaufmann Kries gesagt: Wir müssen um jeden Preis einen Aufstand der Hottentotten verhindern, solange die Herero nicht endgültig niedergeworfen sind.

Das war am 1. Oktober 1904.

Am Nachmittag des 3. Oktober erscheinen die Witbooi-Hottentotten Samuel Isaak und Petrus Jod bei dem Bezirksamtman v. Burgsdorff und übergeben ihm einen Brief ihres Kapitäns Hendrik Witbooi. Der Brief enthält die Kriegserklärung an die Deutschen.

Burgsdorff beschließt, sofort zu Hendrik Witbooi zu reiten. Er hofft, den Kapitän, den er seit zehn Jahren persönlich kennt, umzustimmen. Er sagt zu seiner Frau, er käme am nächsten Tag zurück. Unbewaffnet reitet er, von den beiden Witbooi-Großleuten begleitet, nach Rietmont ab.

Als er indessen am folgenden Tag Mariental erreicht, wird er von den dort versammelten Eingeborenen gefragt, ob er den Brief des Kapitäns erhalten habe, und, als er dies

bejaht, von einem Bastardhottentotten namens Salomon Stahl hinterrücks niedergeschossen. (Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika, hrsg. vom Großen Generalstabe, Bd. 2, Berlin 1907, S. 13)

Am 4. Oktober 1904 bricht im deutschen Schutzgebiet Südwestafrika der Aufstand der Hottentotten (richtig Nama) aus, fast genau acht Monate, nachdem sich die Herero erhoben hatten. Damit herrscht im ganzen Land der Kriegszustand. Der deutsche Generalstab muß abermals Truppenverstärkungen in Marsch setzen.

Jenseits der Brandung

Oberveterinär Gottschalk wurde von einem Neger an Land getragen. Draußen, vor der Brandung, ankerte die »Gertrud Woermann«. Krüner hatten die Soldaten durch die Brandung gepaddelt. Am Ufer standen Neugierige, darunter viele Soldaten, auch ein paar Frauen waren zu erkennen, Sonnenschirme in den Händen. Gottschalk mußte an ein Seebad denken, Norderney, wo er einmal Urlaub gemacht hatte. Nur die weißen Verbände der Verwundeten störten diesen Eindruck. Als das Boot im seichten Wasser festlief, war Gottschalk einem der dort wartenden Neger auf den Rücken gestiegen. Der Mann war nur mit einer zerrissenen Anzughose bekleidet. Gottschalk fühlte die schwitzende schwarze Haut, er roch den sauren Schweiß. Er ekelte sich. Mit einer sanften Drehung wurde er in den Sand gestellt.

Gottschalk stand auf afrikanischem Boden. Er glaubte, der Boden schwanke unter seinen Füßen.

Vor fast drei Wochen war Gottschalk in Hamburg an Bord der »Gertrud Woermann« gegangen. Am Nachmittag des 28. September 1904 hatte ein dünner Schnürregen eingesetzt. Die Pferde waren schon verladen und standen geschützt in dem vorderen Laderaum. Im Achterschiff verschwanden noch immer Munitionskisten, Geschütze und Proviant. Um 18.30 Uhr heulte mit einem weißen

Schweif die Dampfsirene. Die Gäste mußten von Bord. Die Luken waren schon verschalt und mit einer Persenning überzogen. Unten, auf dem Kai, standen Hunderte von Menschen, Verwandte, Freunde, Neugierige, von denen man hier oben auf dem Bootsdeck nur die schwarzen Schirme sehen konnte. Gottschalks Eltern hatten geschrieben, sie wollten auf dem Deich bei Glückstadt stehen und winken, er solle das vom Schiff aus ebenfalls tun, am besten mit einer weißen Tischdecke. Eine Musikkapelle der 76er war auf dem Kai aufgezogen und spielte Märsche. Der Lotse kam an Bord. Das Fallreep wurde eingezogen, und plötzlich war im Schiff ein gleichmäßig stampfendes Dröhnen, das jetzt fast drei Wochen anhalten sollte, ein leichtes Vibrieren der Decksplanken, das Klappern eines Flanschs. Aus dem Schornstein quollen schwarze Rauchwolken, die, bei der Windstille und da das Schiff keine Fahrt machte, vom Regen auf das Deck niedergedrückt wurden. Kleine fettige Rußkrümel setzten sich auf Gottschalks grauen Uniformmantel und hinterließen, als er versuchte sie abzustreifen, schwarze Striche. Und erst jetzt, die Trossen waren schon losgeworfen, die Kapelle spielte: Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus – angesichts dieser schwarzen Rauchfahne, die sich langsam und rußend über das Schiff hinwegwälzte, hatte Gottschalk plötzlich den Wunsch, wieder auszusteigen. Da wurde ein Krieg geführt, der ihn, genaugenommen, doch gar nichts anging. Wie war er nur auf den verrückten Gedanken gekommen, sich freiwillig zu melden? Andererseits hatte er sich in den vergangenen Tagen auf Südwest gefreut. Dort begann, während in Deutschland die Tage kürzer und kälter wurden, der Sommer. Seit seiner Kindheit hatte Gottschalk einen Traum: Es gab keinen Sommer. Entweder er hatte ihn verschlafen, oder aber er war aus unerklärlichen Gründen ausgeblieben. Die Offi-

ziere und Mannschaften an Deck brachten ein dreifaches Hurra auf den Kaiser aus. Gottschalk hörte sich dreimal hurra rufen.

Zwei Schlepper zogen den Dampfer vom Kai und in den Strom. Nur verschwommen sah man die Lichter in der regengrauen Dämmerung vom Övelgöner Uferweg. Dort warfen die Schlepper die Trossen los und ließen zum Abschied ihre Sirenen heulen.

Gegen 22 Uhr passierte das Schiff Glückstadt. Gottschalk stand allein auf dem Bootsdeck. Der Regen war stärker geworden, auch ein leichter Nordwest war aufgefunden. Gottschalk konnte in der durchregneten Dunkelheit lediglich das Leuchtfeuer von Glückstadt erkennen. Irgendwo in dieser Richtung standen seine Eltern auf dem Deich, mit weißen Bettlaken. Wahrscheinlich würden sie nicht einmal die Lichter des Dampfers erkennen können.

Während der Überfahrt mußte Gottschalk sich eine Kabine mit dem Oberarzt Doktor Haring und dem Unterveterinär Wenstrup teilen. Oberarzt Haring hatte, gleich nachdem der Steward ihm das Bett zugewiesen hatte, ein Bild auf den einzigen Tisch in der Kabine gestellt. Die Fotografie zeigte – wie er Gottschalk erklärte – seine Frau und seine Töchter Lisa und Amelie. Schon am ersten Reisetag lernte Gottschalk die verwickelten Familienverhältnisse der Harings kennen. Haring hatte seine Cousine geheiratet, die genaugenommen aber gar nicht seine Cousine war. Sein Onkel hatte das Mädchen adoptiert. Auf die Frage Harings, warum er, Gottschalk, noch nicht verheiratet sei, antwortete Gottschalk: Er habe noch nicht die Richtige gefunden.

Wenstrup beteiligte sich an diesen Gesprächen nicht, auch dann nicht, als Haring einmal den Versuch machte,

ihn mit einzubeziehen, indem er darauf hinwies, daß man sich bei der schlechten Kabinenbeleuchtung leicht die Augen verderben könne. Wenstrup lag nämlich meist lesend auf seinem Bett.

Gottschalk hätte gern den Titel des Buchs gewußt, das Wenstrup las. Aber das Buch steckte in einem Buchschoener aus Schlangenleder, und fragen mochte er nicht.

Er selbst hatte sich für die Überfahrt drei Bücher mitgenommen. Ein Lehrbuch der Immunologie, eine südafrikanische Pflanzenkunde und einen Roman von Fontane, ›Der Stechlin‹.

Mit der Angewohnheit zu lesen, hatte Gottschalk in seinem alten Regiment anfangs die Witzeleien einiger Offiziere auf sich gezogen. Einmal fand man ihn sogar während eines Manövers an einem Wagenrad im Schatten sitzen, ein Buch in der Hand. Was ihn davor schützte, als Sonderling ins Gerede zu kommen, war, daß er die Leselei als notwendiges Übel herunterspielte, da er wissenschaftlich auf dem laufenden bleiben müsse. Aber es blieb natürlich nicht verborgen, daß er auch Romane las, und zwar zeitgenössische.

Von Gottschalk hieß es, daß er auch schwer lahrende Pferde schnell wieder auf die Beine bringen könne. Truppenoffiziere, die glaubten, sich an diesem Roßarzt die Stiefel abwischen zu können, erlebten meist peinliche Überraschungen. Der Major von Consbruch brüllte auf dem Kaisermanöver Gottschalk an, als der ihm empfahl, sein lahrendes Pferd zu schonen. Später, als die Batterien im Galopp vorgingen, mußte der Major mitten in der Aktion auf ein mitgeführtes Handpferd umsteigen. Der hinter seinen Batterien hergaloppierende Bataillonschef gab kein gutes Bild ab. Er erhielt vom Kommandierenden General persönlich einen Ruffel. Solche Fälle sprachen sich herum, ohne daß Gottschalk damit protzte.

Grußvorschrift

Auf Schiffen wird ein Vorgesetzter nur einmal am Tag begrüßt, und zwar dann, wenn man ihm zum ersten Mal begegnet. Ein Unterveterinär hat einen Oberveterinär zu grüßen, indem er die Hand an den Mützenschirm bzw. an die Hutkrempe legt. Die gleiche Grußbezeugung macht ein Oberveterinär vor einem Oberarzt. Alle drei Dienstgrade, also Unterveterinär, Oberveterinär und Oberarzt, müssen jedem Leutnant die obig angegebene Grußbezeugung zuerst erweisen.

Die »Gertrud Woermann« hatte schon den Ärmelkanal passiert, als Gottschalk mit Wenstrup erstmals auf persönliche Dinge zu sprechen kam.

Es hatte ziemlich aufgebrist, und es gab die ersten Seekranken. Wenstrup bot Gottschalk eine Pille gegen Seekrankheit an. Gottschalk erzählte, daß er in Glückstadt aufgewachsen sei, sozusagen mit Schiffen vor der Haustür. Sein Vater habe dort einen Kolonialwarenladen und sein Großvater mütterlicherseits einen Heringslogger. In seinen Schulferien sei er einige Male mit zur Doggerbank gesegelt.

Gott schütze uns vor Feuer auf hoher See, das war so ein Schnack, den Gottschalks Großvater bei jeder Gelegenheit in einem sperrigen Hochdeutsch abließ.

Wenstrup sagte, er sei Berliner, Landratte also, und habe sich vorsorglich das Mittel eingesteckt.

Was Gottschalk erst später bewußt geworden war: daß Wenstrup nur ihm von dem Mittel gegen Seekrankheit angeboten hatte und nicht dem Leutnant von Schwanebach, der sehr litt, auch nicht dem Transportführer, Rittmeister von Tresckow.

Während des Frühstücks behauptete von Tresckow,

Kavalleristen würden so leicht nicht bleich werden, dazu gebe es doch zu viele Parallelen zwischen Pferden und Schiffen. Das Mittagessen ließ er ausfallen. Nachmittags stand er auf dem Bootsdeck, klammerte sich an die Reling und starrte in die Ferne. Jemand von der Schiffsbesatzung hatte ihm gesagt, das helfe. Sein Monokel baumelte achtlos an der Schnur, schlug, wenn das Schiff überholte, klirrend an einen Stahlstutzen. Kurz vor dem Abendessen kam Wenstrup in die Kabine und sagte zu Gottschalk, er möge doch mal in die Toilette gehen, dort könne er die Kampfkraft der Gardekavallerie einschätzen.

Gottschalk fand auf dem Boden, die Klosettschüssel umarmend, das grüne Gesicht auf dem weißen Porzellanrand, den Rittmeister von Tresckow. Als Gottschalk fragte, ob er helfen könne, antwortete Tresckow: Danke, Kamerad. Er hob nicht einmal den Kopf.

In Gottschalks Tagebuch finden sich von der Zeit der Überfahrt fast nur die täglichen Vermerke über Längen- und Breitengrade, dazu stereotype Angaben zum Wetter: trüb, bedeckt, sonnig, regnerisch. Nur an drei Tagen sind etwas ausführlichere Eintragungen gemacht worden:

Tagebucheintragung Gottschalks vom 8. 10. 1904

Wendekreis des Krebses. An Deck wurden Sonnensegel aufgeschlagen. Überall sind Pferdehaare. Die Tiere verlieren infolge des Klimawechsels ihr Winterfell.

10. 10.

Nachts, gerade über der Kimm, das Kreuz des Südens. Der Wunsch, allein zu sein, statt dessen abgezielte Gespräche in der Messe. Ein Gefühl, als sei man innerlich verschnürt. W. hält sich einfach fern.

Das Schiff passierte den Äquator. Mittags um 12 Uhr konnte man seinen Schatten, wenn man stand, mit einer Mütze bedecken.

Wenstrup, der sich einen Vollbart stehen läßt, mußte sich anlässlich der Äquatortaufe von einem Gehilfen Neptuns (dargestellt vom Sergeanten Ro., einem alten Schutztruppeler) mit einem gewaltigen Holzmesser rasieren lassen.

Wenstrup machte dazu ein todernstes Gesicht, als würde ihm gleich der Kopf abgeschlagen. Alle lachten. Auch ich.

Einmal fragte Wenstrup Gottschalk, warum er sich freiwillig nach Südwest gemeldet habe. Gottschalk gab darauf die Antwort: Das habe verschiedene Gründe.

Eine Fotografie: Gottschalk sitzt in einer abgetragenen Khakiuniform, eine Schirmmütze auf dem Kopf, vor einem Trainwagen. Von dem mannshohen Holzrad sieht man rechts im Bild vier Speichen. Den linken Arm hat Gottschalk auf einen Holztisch gelegt. Auf diesem Tisch liegen: eine Feldflasche, Papierbögen, Bleistifte, ein Taschenmesser und ein Wachstuchheft (sein Tagebuch). Dunkle Augen, ein dunkler Bart, den er sich offenbar erst einige Tage hat stehenlassen, ein sanft geschwungener Mund. Ein Erinnerungsfoto für die zu Hause in Glückstadt, so hat er sich für den Fotografen hingestellt. Man könnte glauben, daß er, in die Kamera blickend, die Luft anhält.

Was ist eigentlich Ihr Vater, fragte während des Abendessens Leutnant von Schwanebach.

Kolonialwarenhändler.

Am Tisch wurde gelacht. Man glaubte, Gottschalk habe sich einen Witz erlaubt.

Die Waage hing von der Decke über dem Ladentisch. Wenn sein Vater 100 Gramm Safran auswog, benutzte er dazu Kupfergewichte, die in verschiedenen Größen wie kleine Töpfe ineinandersteckten. Was für den kleinen Gottschalk unverständlich war, daß all die Datteln, Feigen, Trockenbananen und Mandeln nicht einfach gegessen werden konnten, wenn man darauf Lust hatte. (Was ihm dann auch seine Spielkameraden nie glauben wollten.) Seine Mutter mußte erst mit seinem Vater verhandeln, wenn sie zum Kochen etwas brauchte. Über die entnommene Menge wurde Buch geführt. Es gab eine unsichtbare Grenze zwischen dem Laden und der Wohnung im ersten Stock, die man nur über eine schmale Treppe vom Laden aus erreichen konnte. Für unten galten andere, strengere Gesetze als für oben, und sie waren dem kleinen Gottschalk drastisch eingebleut worden, nachdem er sich einmal eine Handvoll Mandeln aus einem Glas im Regal genommen hatte. Was hier im Laden in Gläsern, Säcken und Kisten stand und lag, wartete allein darauf, irgendwann einmal ausgewogen zu werden, um dann, gegen Münzen, den Besitzer zu wechseln. Die Familie schien vom Warten zu leben.

Am 11. Oktober ankerte die »Gertrud Woermann« in Monrovia. Ein Botschaftssekretär kam an Bord mit der Nachricht, in Südwest hätten sich auch die Hottentotten erhoben. Das ist dann gleich ein Abwasch, sagte ein Oberleutnant.

Fünfzehn Kruneger wurden an Bord genommen. Sie sollten, wenn der Dampfer Swakopmund erreicht hatte, die Soldaten an Land paddeln. Oberarzt Haring erhielt den Befehl, die Neger, die sich auf dem Vorschiff einrichten mußten, zu untersuchen.

Genaugenommen eine Arbeit für unsere beiden Vete-

rinäre, sagte Leutnant Schwanebach. Alle lachten, nur Wenstrup nicht. (Dr. Haring: Der Mann hat etwas Humorloses.) Gottschalk fand, daß er selbst viel zu laut mitgelacht hatte. Genaugenommen war ihm zum Lachen gar nicht zumute gewesen.

Sechs Tage später erreichte der Dampfer Swakopmund. Nachts hörte Gottschalk ein lautes Klatschen und dann das Schurren der Ankerkette. Aber er war von etwas anderem aufgewacht. Er brauchte einen Moment, bis es ihm bewußt wurde: Das Fehlen des gleichmäßig stampfenden Dröhnens, des leichten Vibrierens von Planken, Kabinenwänden und dem Bettgestell. Gottschalk überlegte, ob er hinausgehen und zur Küste hinübersehen sollte. Als er dann aber Stimmen auf dem Bootsdeck hörte und sah, daß Oberarzt Haring schon draußen war, blieb er liegen.

Als er am nächsten Morgen hinausging, fand er sich zu seinem Erstaunen in einem milchig dichten Nebel. Er konnte nicht einmal das Heck des Schiffs erkennen. Nur das taktmäßige Rauschen und Brausen einer Uferbrandung deutete an, wo die Küste lag. Gegen 11 Uhr lichtete sich der Nebel. Eine graubraune Wüstenlandschaft kam zum Vorschein.

An der Küste lagen verstreut ein paar Backsteinhäuser, Baracken, Wellblechhütten, Zelte. Keine Palmen, keine Bäume, überhaupt kein Grün. Obwohl Gottschalk wußte, was ihn landschaftlich erwartete, war er enttäuscht.

Nachdem die Kruneger die Soldaten in Brandungsbooten an Land gebracht hatten, wurden die Pferde verladen. Einzeln wurden sie in Gurten von der Bordwisch aus dem Laderaum gehievt und dann auf Holzpräge gefiert. Die Präge wurden von einer Dampfbarkasse in die

Nähe der Brandung geschleppt, wo die Begleitmannschaft durch Peitschenknallen die Pferde ins Wasser trieb. In Rudeln schwammen sie an Land.

Wenstrup kam mit dem letzten Boot. Er hatte das Verladen der Pferde an Bord überwacht. Als das Boot sich im seichten Wasser festlief, konnte man erkennen, daß er barfuß war. Er lehnte es ab, sich von einem der Neger an Land tragen zu lassen. Stiefel, Degen und Socken in den Händen, watete er an Land.

Rittmeister von Tresckow, der neben Gottschalk stand und die herumtollenden Pferde beobachtete, die von den Mannschaften des Pferdedepots langsam zusammengetrieben wurden, sagte: Die Gäule mögen ja schlagen und beißen wie sie wollen, am Ende kommen sie doch wieder vor einen Wagen und bekommen einen Kutscher oder Reiter, der sie mit Zügel und Peitsche lenkt.

In Swakopmund erfuhr Gottschalk, daß er nicht wie vorgesehen zur Nordabteilung ins Hereroland kommen sollte, sondern der 8. Batterie im Süden zugeteilt worden war.

Im Süden sieht es ziemlich finster aus, sagte der Oberleutnant Ahrens.

Zwei Lokomotiven zogen den Kleinbahnzug durch die Wüste. Gottschalk hätte bequem neben dem Zug herlaufen können, wäre nicht die Hitze gewesen. Er saß wie die anderen auf Hafersäcken. Über den offenen Güterwagen hatte man als Sonnenschutz eine Plane gespannt.

Allein Rittmeister Tresckow trug noch seine Uniformjacke und umgeschnallt seine Pistole.

Will der die Lokomotive besteigen, hatte Wenstrup Gottschalk bei der Abfahrt gefragt und dabei auf die Reitgeräte des Rittmeisters gezeigt. Gottschalk tat, als ha-

be er nichts verstanden. Später, der Zug war schon abgefahren, zeigte sich aber, daß im Griff der Reitgerte ein kleines goldenes Feuerzeug eingebaut war. Eine Spezialanfertigung einer Peitschenfabrik im Allgäu.

Sehr bequem, sagte Tresckow, und das sollte fünf Monate später auch ein Hottentotte sagen, als er nach einem Patrouillengefecht diese Peitsche fand.

Bequem, weil man sich noch kurz vor der Attacke eine Zigarette anzünden konnte, ohne lange in den Taschen wühlen zu müssen. Gottschalk hatte sich in die offene Waggontür gesetzt. Er hoffte, der Fahrtwind würde etwas Kühlung bringen. Es war, als säße er vor der offenen Feuerung eines Heizkessels. Draußen lag in der flimmernden Hitze eine öde, pflanzenlose Ebene, aus der hin und wieder zerklüftete Felsen herausragten und zuweilen, wie hingeschüttet, gewaltige Geröllhalden.

Zweimal im Jahr packte Gottschalks Vater eine Segeltuchtasche und fuhr mit der Eisenbahn nach Hamburg. Geschäftsreise nannte er das. In der Segeltuchtasche hatte er sein Auftragsbuch, in dem stand, was und in welcher Menge er bei dem Kolonialwaren-Importeur nachbestellen mußte.

Auf diese Zeit, diese fünf oder sechs Tage im Jahr, freute sich der kleine Gottschalk. Er durfte dann im Laden spielen, und seine Mutter nahm die Glasdeckel von den dickbauchigen Gläsern in den Regalen und ließ ihn hineinriechen: Zimt, braune Borkenstücke aus Ceylon; Vanille, verschrumpelte braunschwarze Schoten aus Guatemala; Muskat, graurillige Fruchtkerne aus Kamerun; der süße, schwere Duft der Gewürznelken, dickstengelige Blütenknospen, die von den Gewürzinseln in der Molukkensee kamen.

Dieses Wort: Gewürzinseln.

Woran denken Sie, wenn Sie Gewürzinseln hören, hatte Gottschalk während der Überfahrt Wenstrup einmal gefragt. Der dachte einen Augenblick nach: ein nach innen gerichtetes Schmecken, dann sagte er: Glühwein, und zu Gottschalk: Ich glaube, der große Moltke war's, der gesagt hat: Preußens Armee hat keinen Platz für Juden und für Träumer.

Nachts hielt der Zug an einer kleinen Wellblechhütte, die ringsum von einem Sandsackwall umgeben war. Daneben ein Wassertank, Kohlenhaufen und ein Holzkreuz. Der Bahnbeamte, der hier Dienst getan hatte, war bei Beginn des Aufstandes von Herero erschossen worden. Das Stationshäuschen war jetzt mit sechs Mann vom Eisenbahndetachment besetzt. Posten wurden aufgestellt. Gottschalk schlief erstmals im Freien. Er konnte nur schwer einschlafen. Um 5 Uhr morgens wurde geweckt, Kaffee ausgedient, dazu gab es Schiffszwieback. Gegen 6 Uhr fuhr der Zug weiter. Nachts könne man nicht fahren, hatte der Lokomotivführer gesagt, die Gegend werde noch immer von versprengten Hererobanden unsicher gemacht.

Nach vier Stunden Fahrt veränderte sich die Landschaft: hügelig mit einigen dürren Büschen.

Doktor Haring und Oberleutnant Ahrens unterhielten sich darüber, wie man dieses Land einmal kultivieren könne.

Wenig später hielt der Zug. Die Schienen waren vom Sand zugeweht. Ein Trupp gefangener Herero schaufelte sie frei. Jeweils zwei waren mit Ketten aneinandergesesselt. Daneben standen zwei Posten. Der eine rauchte eine Pfeife.

Einer der gefangenen Herero trug – vermutlich als Schutz gegen das scheuernde Halseisen – einen abgerissenen Stehkragen.